

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 133.

Berlin, Dienstag den 5. November

1844.

Ungarn.

Wanderungen in Ungarn.

Das vor kurzem unter obigem Titel in Berlin (bei G. Reimer) erschienene Buch, dessen Verfasser ein Deutscher, Herr Wilhelm Richter, ist, welcher längere Zeit in Ungarn gelebt hat, gehört nicht zu der großen Zahl der seit einem Jahre in Norddeutschland gedruckten Oesterreich-Schriften, wie namentlich deren bei Herrn Philipp Reclam jun. in Leipzig wohl über drei Duzend schon erschienen sind. Nicht wollen wir damit sagen, daß nicht auch unter letzteren einige mit Geist und Sachkenntniß abgefaßt, ihren Zweck eben so erreichende als fest im Auge habende Schriften sich befinden, aber größtentheils besteht diese Literatur doch aus leichter Waare, die wohl um des Staudals halber gelesen, aber eben auch des Staudals wegen bald wieder vergessen wird. Soll die Wahrheit Eingang finden, so muß sie in einem würdigen Gewand erscheinen, und dieses fehlt den meisten jener Gelegenheits- oder vielmehr Speculationschriften. Indessen ist dadurch eine Masse von Material angehäuft, aus dem der künftige Geschichtschreiber wohl das Brauchbare zur Beurtheilung der heutigen Zustände Oesterreichs wird herauszufinden wissen, und so mögen wir ihnen denn auch nicht alles Verdienst absprechen. Postumeres Lob verdienen, wie gesagt, die „Wanderungen in Ungarn, die, von dem gewöhnlichen Splendrian abweichend, nicht von Pressburg, d. h. von westlich-deutschem Standpunkt aus, ihre Musterung unternehmen, sondern umgekehrt von Orsova aus den Lauf beginnen, und in die von Fremden wenig besuchten und daher auch wenig bekannten inneren Regionen Ungarns einführen und uns hier mit den vier verschiedenen Nationalitäten des Landes, den Magyaren, den Slawen, den Blachen und den Deutschen, wie sie dort noch in ihrer Ursprünglichkeit und vollen Eigenthümlichkeit zu finden, bekannt machen. Der Verfasser ist ein entschiedener Freund der Magyaren, deren unbestreitbare Hegemonie unter den Nationalitäten des Landes er vollständig anerkennt, während er die Slawen, wegen ihrer Hinneigung zu ausländischen Tendenzen, mit Mißtrauen betrachtet und auch die Deutschen Ungarns, denen er ein innigeres Vaterlandsgefühl zugesteht, ermahnt, bald auch der Form und Sprache nach Ungarn zu werden und kräftig handelnd ihren magyarschen Brüdern im Kampfe für Freiheit und Recht, für Licht und Fortschritt getreulich beizustehen, „worin sie“ — wie er sagt — „um so thätiger handeln würden, wenn die ungarische Constitution nicht rein für den Adel geschaffen, diesen nebst der Kirche, der es doch gar nicht zukommt, vor Allem vertritt, wobei die deutschen Millionen am meisten leiden, da sie als Bürger nur mangelhaft, als Bauern aber gar nicht vertreten werden.“

Wir lassen, um den Geist des Verf. und seiner Schrift darzustellen, dessen Schlußbetrachtungen über die gegenwärtige Richtung des Landes an und für sich so wie über dessen Verührungen mit außen folgen:

„Der eigenthümliche Kampf der Meinungen und Ansichten, der jetzt in Ungarn sich so bemerkbar macht, diese ununterbrochene Reihfolge von Actio und Reactio; wie sie in den Versammlungen der National-Repräsentanten in jeder Debatte zu Tage treten, ist die Ursache, daß das ganze gebildete Europa gegenwärtig mehr als früher seine Blicke auf dieses Land wirt und man sich Mühe giebt, seine Verhältnisse im Innern, wie gegen Außen, näher kennen zu lernen. — Der absolute Magyarismus, unduldsam gegen jedes fremde und doch in Ungarn einheimische Leben, in seiner scharfen Journal-Polemik gegen slawische wie deutsche, wallachische wie siebenbürgisch-sächsishe Corporation, erweckte sich so selbst bisher schlafende Gewalten, die, durch behagliche Ruhe von Jahrhunderten eingewiegt, es gar nicht für nöthig erachtet hatten, ihr eigenes nationelles Leben, ihre selbständige nationale Existenz zu beschützen und zu verteidigen. Als aber das junge Ungarn mit der Forderung auftrat, daß Jeder, der Ungarns Gauen bewohnt, ihm auch mit Leib und Seele, mit Sprache und Sitte angehöre, daß in dem Völkertonglomerat fortan jeder Staat im Staat fortfallen müsse und, um das große Ziel des zeitgemäßen Aufschwunges zu erreichen, allgemeine Einheit, also auch absoluter Magyarismus nöthig sey, — da, sage ich, — erwachten die Oppositionen und natürlich am stärksten und heftigsten unter den Völkern slawischer Abstammung, deren wichtige Lage im Königreich Ungarn daraus hervorgeht, daß in den folgenden Komitaten gar keine rein ungarische Ortschaften sind, die obenein noch die entscheidende Gränzlinie gegen auswärtige slawische Nationen als Stützpunkt besetzt halten: Im Westen gegen Mähren: Trenschin, im Norden gegen Polen: Arva, Liptau, — an diese mehr gegen Süden sich anlegend: Sopli Thuróc, dann weiter an der polnischen Nordgränze sich fortdehnend: Zips,

Saros; endlich im Südosten gegen Siebenbürgen und den rein illyrischen Banat: Krasso, — weiter die Südgränze umgreifend im slawonischen und kroatischen Reviere: Pofega, Agram, Barasdin, Kreuz. — So steht also in dem weiten Kreise an den Gränzen angelagert ganz das vorherrschende magyarsche Element und steht noch im Nachtheil und Minorität in den, von diesen rein slawischen Gespanschaften nach dem Inneren zu sich ausdehnenden 17 Komitaten, so daß die über 4 Millionen starken slawischen Stämme in 29 Komitaten dominiren, während die magyarschen Stämme in 23 Gespanschaften die Oberhand haben, und zwar in einer Anzahl von 3,500,000 Köpfen, also beinahe um eine Million geringer.

Von einer Sektendmachung des deutschen Elements kann aus zwei sehr wichtigen Gründen keine Rede seyn, erstens weil die Deutschen hier wie überall kein rein deutsches Element bewahrt haben, sondern so wie in der Heimat es auch hier nur deutsche Schwaben, Franken, Sachsen, Thüringer, Elsaßer, Tyroler, Oesterreicher giebt und folglich die Gesamtzahl nicht ein Ganzes bildet, noch wichtiger ist aber zweitens, daß die Deutschen, nur 1 Million stark, gegen die siebenmal stärkeren, an Geist empfänglicheren und lebhafteren Magyaren kaum in Betracht kommen können.

Die mehr als eine Million starken Wallachen fallen noch mehr bei dieser Frage in den Hintergrund, sowohl der Zahl nach, als namentlich wegen ihrer tiefen und untergeordneten Bildungsstufe, die ihnen ganz die einseitige Möglichkeit einer politischen Bedeutung raubt.

So kann also bei der Erläuterung, wie dieser Meinungskampf enden und welche Macht die Oberhand behalten wird, nur von Magyaren und Slawen die Rede seyn. Wir haben oben gesehen, daß auch das slawische Element nicht rein ist, sondern daß es, mehr noch als die in Ungarn ansässigen Deutschen, aus vielen Atomen zusammengesetzt und gebildet ist, wobei aber der gewaltige Unterschied stattfindet, daß während die Deutschen nie eines Sinnes, als höchstens in Stunden der größten Gefahr sind, die Slawen wie eine eiserne Kette zusammenhalten und namentlich jene, die den Rückhalt der russischen Kirche haben, viel mehr durch ihre Interessen, religiöser wie politischer Form, an dem russisch-slawischen Ganzen, als an ihrem Vaterlande Ungarn hängen.

Diese verschiedene religiöse Richtung ist die einzige Störung in der fest zusammengewachsenen slawischen Einheit, und sie zeigt sich am stärksten in den südlichen illyrischen Volksstämmen, wo, mehr als Schimpfwort, denn als ehrenvolle Bezeichnung, die griechischen non-unitus Gemeinden Raazen, die griechischen unius Gemeinden aber Schokaczen genannt werden. — Das südliche, rein griechische Ufer, mit seinem Hauptstüppunkt in Serbien, und durch dieses im Zusammenhange mit der Wallachei und Moldau und Rußland, ist ein lebhafter Schauplatz des Hasses zwischen Raazen und Schokaczen, — wo man letztere als Abtrünnige betrachtet und die Bezeichnung, als denselben angehörend, das Gegenheil eines Complimentes ist. Anders ist es allerdings im Norden, wo das polnische Nationalgefühl und also auch der katholische Ritus herrscht, dort sind sämmtliche slawische Stämme römisch-katholisch und stehen also auch engerer von den rein griechisch-konfessionirten Russen, obwohl die Ruthenen oder Droszok russischer Abkunft sind.

Das überwiegende Gebilde der slawischen Nationalität hat also nunmehr schon einen wichtigen Fehler in seiner inneren Construction, indem das russische Prinzip gerade nur auf der von Rußland entfernten Südwest-Gränze und Süd-Gränze austritt, während in den Nord-Provinzen und nordöstlichen, die Rußland am nächsten stehen, polnische Gesinnung, fester Katholizismus und ungeneigte Stimmung für den slawischen Koloß sich sichtbar machen — dafür aber geistiger Zusammenhang mit Allem, was an Polen hängt, was dieses unglückliche Volk nur im Geringsten angeht.

Der zweite wichtige und entscheidende Punkt bei der Betrachtung über das slawische Uebergewicht und Annäherung nach Außen an Rußland geht aus dem ersten hervor. Die katholische Christlichkeit, dieser innig verwachsene Knoten, geschürzt an den römischen Stuhl Petri's, hat einen unbeschränkten und gränzenlosen Einfluß über den slawischen Bauer, sey er rein katholisch oder unius-katholisch; er ist es, der die geistige Entwicklung des Bauern befördert oder verhindert; er ist es, der durch Glauben oder Aberglauben, durch Furcht und Bedürfnis denselben an sich knüpft und von sich abhängig macht, seinen Anwalt gegen die Herrschaft spielt, den Vermittler beim Komitate macht, kurz er ist das, was in den Jesuiten-Missionen Süd-Amerika's diese den Indianern waren. — Nun hat aber die katholische Christlichkeit durch die ungarische Gesetzgebung eine sehr ehrenvolle und entscheidende Stellung im Staate bekommen, jeder katholische Pfarrer nimmt Theil an den Komitats-

Congregationen und hat sein Votum, das er aber nicht selbständig giebt, sondern nach Wunsch und Willen seines vorgeordneten Bischofs, und so durch festes Zusammenhalten das durchsetzt, was unmöglich schien, — den Sieg über die Opposition davonträgt, weil diese nicht so einig und in ihrem Freiheitsgefühl nicht von dem entscheidenden Willen eines Einzigen geleitet wurde. — Ist nun aber durch solche doppelte Bande der katholische Pfarrer und Seelsorger, der Lenker seiner untergeordneten Bauern, einmal durch Auszeichnungen und Privilegien an den Staat, zweitens durch seine kirchlichen Dogmen und Normen, an den römischen Stuhl geknüpft, so hört jede Neigung nach Rußland auf, und um so mehr, je beschränkter sich dort die katholische Kirche fiebt, je krasser die Spannung zwischen Papst und Kaiser sich zeigt.

(Schluß folgt.)

Spanien.

Reisebilder aus Spanien.

Von Edgar Quinet.

II. Madrid.

(Schluß.)

Unter diesen Gemälden ist eine Figur, der man auf jedem Schritte begegnet, die aus der Leinwand zu treten scheint und den Beschauer versteinert. Habt ihr einmal im Vorbeigehen diese lange Gestalt gesehen, so folgt sie euch überall; sie ist regelmäßig schön, aber von jener Schönheit, die Grauen erregt, denn die Unbeugbarkeit und Undurchdringlichkeit sind, wie übermenschlich, in jeden Zug gemalt. Dieser Kopf hat die eisige Kälte des Todes. Meint nicht, die Gedanken dieser großen blauen Augen zu entziffern, obwohl kein Schatten sie bedeckt, denn lieber sähet ihr die Ungeheuer auf dem Grunde des schlafenden Meeres. Aller Glanz Tizian's und Rubens' hat dem Blicke Philipp's II. keine Wärme verleihen können; die venetianischen und flandrischen Farben haben an dem Einsiedler des Escorial's nur die Blässe vermehrt. Man begegnet ihm in verschiedenen Lebensaltern, mit dem Rosenkranz in der Hand und immer in der gespenstischen schwarzen Tracht. Er ist den Malern eben so undurchdringlich geblieben, als den Staatsmännern, und die Meister der Kunst haben nicht gewagt, ihm eine Bewegung, einen Ausdruck vorzugsweise zu geben. Aus dem Innern dieser Säle beherrscht jene Gestalt noch heute die Seelen, ohne von Einem gekannt zu seyn, und dies erklärt mir Alles, was mich in Erstaunen setzte. Er ist es, der das fröhliche Spanien des Mittelalters in diese Wüste geführt hat, er machte allen Festen des Ritterthums ein Ende; ein König der Todten, wöhlte er einen Kirchhof um sich haben, in seinem Hass gegen das Leben verzaubert und versteinert er sein ungeheures Reich. Wenn er es gekannt hätte, er würde mit seinem Blicke die Sonne Spaniens in flarres Eis verwandelt haben.

Doch, lassen wir die Todten ruhen. Die Lebenden sind in diesem Lande so mit sich selbst beschäftigt, sie bewegen sich so viel nach allen Seiten, daß es Anstrengung kostet, das alte Spanien im Gedächtnis festzuhalten. Das Leben ruft euch und faßt euch, der gegenwärtige Augenblick ist ein Feld für alle Fähigkeiten, jeder Pulsschlag der jetzigen spanischen Geschichte ist geschichtlich. — In Italien machen in unseren Tagen die Menschen nicht mehr Geräusch, als die Schatten, und wenn ein Mensch den Mund öffnen will, so ist er gezwungen, mit den Statuen, Gemälden und Ruinen zu konversiren. In Deutschland hörte ich das Geräusch von einigen hunderttausend Federn, die ohne Unterlaß über das Papier liefen. In diesem Lande hat derjenige seinem Berufe am besten genügt, der, am wenigsten handelnd, die meisten weißen Blätter vollgeschrieben. Ein Greis kann diese alten Völker recht gut verstehen, bei denen die Erinnerung vorherrscht. Aber nach Spanien, fürchte ich, bin schon ich zu spät gekommen. In der ersten Bluth der Jugend müßte man dorthin reisen, wollte man mit dem Geiste des Landes im Niveau stehen. Ich weiß nicht, ob ich übertreibe, noch bin ich keinem Greise begegnet. Eine innere Energie hält die Körper aufrecht. Die politischen Leidenschaften scheinen das Greisenvolk aus den Zeiten Philipp's II. versüßigt zu haben. Jedermann sieht aus, als könnte er nur stehend sterben.

Wie soll ich den romantischen Reiz des Prado schildern? Unter einem anderen Himmel würde er eine unbedeutende Promenade seyn; einige Baum-Alleen, die von hohen Fontainen mit Marmorbasins unterbrochen werden: mehr hat die Kunst nicht für diesen berühmten Platz gethan. Sobald die Sonne sinkt, verlassen die jungen Frauen unter dem Läuten der Glocken die Kirchen und sammeln sich um die Springbrunnen. Die uniforme Mantille läßt keine Ungleichheit unter ihnen, als die der Schönheit. Luxus ist fast gar nicht vorhanden, außer bei denen, die gereist sind und fremde Moden angenommen haben. Diese feinen und stolzen Züge sind nicht gemacht, um unter einer englischen Kappe begraben zu werden, sondern um der freien Luft und der Sonne der Sommertage Trost zu bieten. In diesen tausend Blicken glänzt an einem Abend mehr Leben, mehr tragische Kraft, als in allen Versen Calderon's. Jetzt begreife ich, warum die spanische Poesie so verschwenderisch mit Diamanten, Jasminen, Nelken, Rubin, Topasen um sich wirft, wenn sie von den Sonnen spricht, die aus diesen schwarzen Wimpern strahlen. Aber wo, unter welchem Klima, in welchem Reiche der Natur soll man ein Bild suchen, wenn unter einer marmorweißen Stirn, von dunkelblondem Haar umwallt, plötzlich ein andalusischer Flammenblick hervorschießt? Leider ist die Mantille der einzige Theil des Nationalkostüms, den sie bewahrt haben; sie

tragen zu gleicher Zeit die Tracht aus zwei verschiedenen Jahrhunderten, was sie zwar nicht verschönt, aber ihnen einen fremdartigen und theatralischen Anstrich giebt, der sie ebenfalls nicht schlecht kleidet. Neben dem Sprudeln des Wassers denkt euch das ungestüme Sprudeln dieser spanischen Sprache, die von ihren Lippen fällt, wie ein Perlenregen in ein Bassin.

Rings auf allen Seiten droht eine Emeute; Schwadronen, einen Vortrab an der Spitze, die Flinten im Arm, wie im Angesicht des Feindes, desfiliren vorüber. In einigen Stunden vielleicht wird Blut fließen; hier aber ist Waffenstillstand. Einige Schritte von uns wird eine Kanonensalve gelöst, die Frauen zittern, aber bald ist ihre Heiterkeit wiedergekehrt. Hier und da fährt ein Wagen unter der Eskorte von Reitern, denn auf der einen Seite ist das Madrider Thor, auf der anderen die castilische Steppe mit ihren Banditen und ihrem tragischen Horizont. So macht dieses Gemisch von Anmuth und Grauen, von Liebe und Schrecken diesen Platz einzig in der Welt. Die Hauptzierde desselben, um welche die Worte der Liebe flüstern, ist der Obelisk vom 2. Mai. Er wirft auf diese Freude jedes Tages einen Schatten, die Erinnerung an die Revolte von 1808. Aber wer sieht diesen dunklen Schatten? Die Alleen des Prado sind ein neutrales Gebiet, das der Bürgerkrieg dem romantischen Genius des alten Spaniens zu Ehren respektirt. Jeden Tag um dieselbe Stunde kommt der Exaltado und der Moderado, der Progressist und der Absolutist und kostet von der alten Poesie des Baretts und des Dagens. Ich habe da alle Jungfrauen des Murillo gesehen, Calderon's Tochter der Luft, Lope de Vega's Dorothea, die wie durch Zauber um jene geheimnißvolle Stunde erschienen, einen Augenblick, bevor die Nacht sie in ihr Grab zurückführte. Es giebt weder bei alten Dichtern noch bei den guten Malern Spaniens ein Bild, das nicht zu dieser Stunde einen Leib annähme und zu dem Rendezvous sich einfände, freilich in einem nachlässigen Kostüm; aber so kommen die Schatten alle, wenn man sie schon in der Dämmerung beschwört. . .

Heute ist die Feier der Majorenitäts-Erklärung der Königin. Seit dem Anbruch des Tages hängt das Bild dieser Madonna de la constitutione bekränzt in den Hallen der Kirchen. Umwallt vom Purpurmantel, die schwere Krone auf dem Haupte, legt auf dem Gemälde ein Kind von kaum vier Jahren seinen Finger auf ein Buch. Ohne Zweifel hat der Maler den Moment wiedergeben wollen, wo Ihre Majestät schmolzend die Constitution buchstabirt. Es ist, glaube ich, in der ganzen Stadt kein Fenster, kein Balkon, der nicht mit Seide oder Teppichen geschmückt wäre. Der Aermste hängt heute einen bunten Lappen heraus. Von allen Gefühlen der Spanier ist diese Anbetung ihres Souverains — *idolo de todos los buenos Españoles* — dasjenige, das uns Franzosen am fernsten liegt und das wir kaum begreifen können. Und doch liegt solche Stärke in dem wahren Gefühle eines ganzen Volks, daß wir uns auf die Länge der Bewegung nicht erwehren können. Eine unerklärliche Nährung liegt in der Luft und weht uns Thränen in die Augen. — Auf anderen Reisen machte mich der schüchterne passive Gehorsam der Menge vor ihren Fürsten fügen. Hier aber scheint mir die Menschenwürde von dieser Menschenanbetung in nichts verletzt. Das Wiegenfest der Monarchin ist zugleich eines der Gleichheit. Der gepuzte Zug der hohen Würdenträger fährt in elenden ausgedienten Fiakern, die zur Ceremonie gehören, an mir vorüber. Gestern, als ich die Königin sah, war nicht eine Frau in der Menge, die mir nicht königlich erschienen wäre, als sie. Heute sehen die Männer aus dem Volke mit ihren Cortez-Hüten, ihren gestickten Westen und Mänteln hundertmal mehr wie große Herren aus, als die Senatoren und Kanzler in ihrer nachgeäfften modernen Tracht. Nach dem Augenschein zu urtheilen, ist hier der Adel auf der Straße und die Bürgerchaft am Hofe.

Die Kanonen donnern unter dem Balkon des Besamanosaales, die Glockenthürme widerhallen, und ihnen antwortet die Riego-Hymne, diese Marcellaise, die halb Bolero, halb Kriegsmarsch ist. Auf dem Plage der Auto-da-fé's rinnen zwei Bäche von Milch, zum großen Aerger des Journals Tarantella, der einzigen Stimme, die an dem heutigen Tage rüth, die verriegelte Brust der leidenden Hispania zu schonen. Beim Anbruch des Abends schwebt ein vages Gerücht von einer Emeute durch die Luft. Die Truppen feuern über die Köpfe der Menge. Man zerstreut sich und kehrt wieder. Auf dem Plage war Blut geflossen; man breitet Stroh über das Blut und setzt das Fest fort. Auf dem gerötheten Stroh wird getanzt, als sey das Volk, das Isabella II. zu einem Valle eingeladen, zu einem Todtenmahle gekommen. Soll man daraus ein böses Omen ziehen? Was bedeutet der Blutstich an der Robe dieses jungen Mädchens? Aber jede düstere Vorahnung ist verschwunden. . . Auch muß ich eilen, noch einen Platz im Theater zu finden, wo die Blüthe der Dichter Madrid's ihren Antheil an der Feier darbringt. Wer mag, fragte ich in einer Ecke des Theaters del Principe meinen Nachbar, jene merkwürdige Personnage im schwarzen Mantel seyn, die das Stück so stürmisch eröffnet? — „Wie“, antwortete mir der Spanier, „kennen Sie den in Ihrem Lande nicht? Das ist der Grund aller unserer Leiden, es ist der Parteigeist.“ — Und der Andere mit der rothen Kappe, der unbeweglich an der Thür stehen bleibt? Seine ganze Rolle scheint mir zu seyn, daß er die Hüfte wie gehend bewegt und doch nicht vorwärts kommt.“ — „Sie haben es gesagt, Señor; er wird nicht einen Schritt vorwärts kommen, seyen Sie dessen gewiß, denn diese Figur ist der Fremde, der vergeblich in Spanien einzudringen sucht.“ — Und der Dritte mit dem Rocke eines alten Juden? — „D, der ist nicht zu verkennen, sehen Sie diese blaffen, gierigen Wangen; so kann nur die Habgucht aussehen, die nie satt wird und unsere öffentlichen Männer beherrscht.“ — Ich bewunderte in diesem Manne aus dem Volke die Leichtigkeit, mit der er die Abstractionen verstand, und wie sehr sie ihn aufregen konnten. Nach einigen Dialogen verschwanden alle drei Gestalten beschämt vor der großen Isabella der Katholischen, die aus ihrem Grabe auferstand, in der Hand das Buch der Constitution.

Im Theater de la Cruz lieh der Fürst der lebenden Dichter, Zorilla, den Krieg, antik gekleidet, um sein heidnisches Wesen zu bekunden, den Frieden, eine edle Matrone, vestida de blanco, und den wahren Glauben, in der Tracht der castilischen Bauern, ein Dreigespräch halten. Den Beifall Aller aber erzog die Figur der Echo, die von einem jungen Mädchen in phantastischem Kostüm dargestellt wurde. In eben so phantastischen Versen ahmte sie alle Stimmen Spaniens nach, vom Gesumme des Insekts auf dem Felde bis zum Gesänge der Mönche und dem Säusen der Kugeln des Bürgerkrieges. Das Echo der Halbinsel wird durch die Zeit unterbrochen, die mit Sanduhr und Spitze hereintritt. Das Jahrhundert naht seinem Ende, der Greis kehrt die Sanduhr um, eine neue Epoche beginnt. Kerzenglanz erhellt das Theater. Erschreckt fragt der Genius des Krieges und der Barbarei: Was bedeutet die Helle, die den Palast umkleidet? Es la sonrisa de Isabel segunda — es ist das Lächeln Isabella's II. — antwortet der Friede.

Bei diesen Worten stürzt ein Regen von Bouquets aus den Logen, die Enthustakten des Parterre's werfen ihre Hüte auf die Scene zu den Füßen der Echo, des Friedens und der Zeit, die sich entronzelt. Dies erinnert an die Autos sacramentales von Calderon. Dieses Volk hat so viel Leben, daß es den Abstraktionen, die der übrigen Welt nichts mehr bedeuten, welches leicht; es inauguriert die constitutionelle Regierung wie ein Auto-da-fe.

Aber nichts ist düsterrer, als wie das Fest schließt; alle Ausgänge sind mit Wachen besetzt, die einen Jeden nöthigen, den Mantel zu öffnen, um zu zeigen, ob er etwa ein Arsenal von Büchsen verberge. In der Ferne, am Ende der Straße Alcalá, höre ich Flintenschüsse fallen.

Italien.

Niccolini's „Arnaldo da Brescia“.)

In unserer Zeit spukt noch ein gewisses Ghibellinenthum; denn das italienische Volk sowohl, als auch seine moderne Literatur, sind häufig einem unbilligen Urtheil in anderen Ländern, namentlich in Deutschland, preisgegeben; was den Freund der Italiäner um so mehr schmerzt, je mehr er das Unglück dieses Volkes kennt. — Man nennt die Italiäner feig, schläfrig, slavisch, ohne zu berücksichtigen, wie gewaltig die Fesseln sind, die seit Jahrhunderten ihren Nacken beugen. Unter solcher Last der aufrechten Stellung entwöhnt, sind sie gezwungen, am Boden die Spur ihrer früheren Größe zu suchen, die sie erröthen macht und zu Zeiten zu einer That anfeuert, die im Keim erstickt wird. — Man nennt die moderne italienische Literatur, besonders die dramatische, weichlich, phrasenreich, undramatisch, ohne zu berücksichtigen, daß die Entwicklung der Literatur im engsten Zusammenhang mit der politischen Entwicklung eines Volks steht, und daß dieses sich nicht eher vom Herkömmlichen, das seine Literatur beherrscht, losfagen kann, als bis es sich auch im Leben der Despotie des Herkömmlichen entäußert hat.

Die „Blätter für literarische Unterhaltung“ geben eine Kritik über Niccolini's „Arnaldo da Brescia“, welche, ohne die eben angedeuteten Rücksichten zu nehmen, mit einem gewissen Vorurtheil verfährt, mit dem, wie gesagt, besonders wir Deutsche italienische Erzeugnisse betrachten. Der Standpunkt, von welchem diese Kritik, der wir übrigens Manches zugeben müssen, die Tragödie ansieht, scheint in mehrfacher Beziehung nicht vorurtheilsfrei zu seyn.

Das Erste, was man von einer Kritik über dies Kunstwerk, das protestantischen Geist athmet, verlangen kann, ist wohl, daß es entweder von protestantischem Gesichtspunkt aus oder wenigstens mit unparteiischem, nur auf den ästhetischen Werth gerichteten Auge betrachtet werde.

Beides ist in der in Rede stehenden Kritik offenbar nicht der Fall, und der Verfasser derselben steht, wenn er nicht gar Katholik ist, wenigstens in dieser Beurtheilung auf vollkommen katholischem Standpunkt. Er gestattet dem Dichter nicht die Freiheit, gegen das Papstthum als solches anzukämpfen, ohne, wie Dante, uns zugleich auch das von der Kirche aufgestellte Ideal vorzuhalten; er berücksichtigt aber nicht, daß selbst das Ideal des Papstthums vom protestantischen Gesichtspunkt angegriffen und durchaus nicht anerkannt wird. Indessen geht Niccolini nicht einmal so weit; er erkennt das Papstthum wohl an, indem er dem Streben des Arnaldo nur die Tendenz giebt, dem Papst die weltliche Macht zu nehmen. Dieses religiös-politische Prinzip, so wie das andere rein politische, „das zersplitterte Italien zu einem Reich zu vereinigen“, machen den Grundgedanken des Stücks aus, der in Deutschland eben so viele Anhänger findet, wie in Italien; doch wollen wir ihn als abgethan ansehen, nicht mehr berühren und nur den von besagter Kritik nicht genug gewürdigten ästhetischen Werth der Tragödie betrachten.

Es ist wahrscheinlich, daß, wenn man den religiösen Inhalt des Werks zu Gunsten des Katholizismus beurtheilt, man auch leicht verführt wird, über den ästhetischen den Stab zu brechen. Sonderbar ist es indessen, wenn der Kritiker sich durch einen von ihm selbst gemißbilligten Ausspruch, den ein Aufsatz über Arnaldo da Brescia in der Allg. Zeitung enthielt, nämlich, das Stück sey von Shakespearescher Anlage, seinen Standpunkt anweisen läßt. Dieser Aufsatz umgeht, wie Ref. genau bekannt ist, die Besprechung des religiösen Inhalts des Stücks absichtlich und verweilt nur bei der Würdigung desselben als Kunstwerk. Wir sind indessen mit der

Kritik der „Blätter für lit. Unt.“ darin einverstanden, daß von einer Shakespeareschen Anlage bei dieser Tragödie nicht die Rede seyn kann. Aber warum sollen wir deshalb einzig und allein den Shakespeareschen Maßstab anlegen? Nur, um die hingeworfene Meinung eines Anderen zu widerlegen? Bei einem deutschen Drama ist es eher am Ort, mit Shakespeareschem Maßstab zu messen, denn der Einfluß des großen Briten ist bei uns bedeutender als in Italien; bei uns ist er nationell geworden, dort bis jetzt noch nicht. Darum muß die Kritik bei der Nation stehen bleiben, sie muß die Tragödie nur als italienisches Kunstprodukt betrachten. Freilich giebt es einen allgemeinen Maßstab für die dramatische Thätigkeit aller Nationen, doch, ohne sagen zu wollen, daß er für Niccolini's Stück zu groß sey, müssen wir hervorheben, daß das italienische Drama von zu individueller Beschaffenheit und die Intention namentlich dieses Dichters von solcher Art ist, daß man ihm die national gewordene Auffassungs- und Darstellungsweise zugestehen muß. Sonst kann man wohl gerecht seyn; aber man ist nicht billig.

Wenn dieser Standpunkt von einer wohlmeinenden Kritik gewählt wird, so wird sie, ohne die Vergleichung mit ganz heterogenen Produkten anderer Nationen anzustellen, erkennen, daß eine italienische Tragödie, an der man „den Ausdruck einer gewissen Stimmung der Nation, die schöne Sprache und den lyrischen Schwung“ loben muß, mehr als „merkwürdig“, ja bedeutend ist, und daß die einmal zugegebenen Vorzüge alsdann nicht mehr durch den Tadel: „statt Charakterzeichnung und Handlung seyen uns nur lange Dialoge, Wörterpomp und Tiraden geboten“, wieder aufgehoben werden können, sondern daß diese Meinung eine einseitige Beurtheilung verrathe.

Es ist wahr, das Stück enthält wenig Handlung und Charakterzeichnung; die Personen sind nur Träger einer Idee, und statt der That Arnaldo's sehen wir nur das, was er gewollt hat. Wenn wir indessen diese den Italiänern einmal übliche Darstellungsweise nicht dem Dichter, sondern der Richtung des italienischen Drama's zurechnen, so müssen wir wenigstens gestehen, daß Niccolini die Aufgabe, „weniger die That als die Idee, weniger den Charakter als den Repräsentanten einer Richtung zu zeigen“, trotz der engen und bestimmten Grenzen des Herkömmlichen, auf das Verdienstlichste gelöst hat. Dieses Verdienst besteht aber, außer der schönen Sprache und dem lyrischen Schwung, besonders darin, daß die Dialoge, die jene Kritik „Disputationen“ nennt, nicht etwa durch abstrakte Reflexionen und hohle Theorien gebildet sind, sondern daß die Personen stets durch poetisch aufgefaßte, historische Fakta mit einander reden. Solchergehalt ist von dem Trockenen und Unpoetischen, was eine bloße Disputation hat, hier gar nicht die Rede; vielmehr bleibt der Dialog durch die ungemein lebendigen historischen Schilderungen fortwährend interessant und die Aufmerksamkeit des Lesers gespannt. Wenn ein Kritiker dagegen, das Stück Scene für Scene durchgehend, die auftretenden Personen nennt und sagt, hier disputiren Diese, dort Jene mit einander, so räumt er einmal der Darstellungsweise nicht ihr Recht ein und sucht sie zweitens durch einen gehässigen Namen herabzuwürdigen.

Wie kann man gleich die erste Scene, die zwischen Giordano, Frangipani und dem Volk, eine Disputation nennen? Die Meinungen treten sich durch Gegenüberhalten von Fakten entgegen; nirgend ist eine Reflexion, und wenn allerdings — was zu loben ist — in der Art und Weise wie das Geschehene erzählt wird zugleich die Farbe zu erkennen ist, der der Redende angehört, so ist es doch unbegreiflich, wie man sagen kann, daß Giordano uns hier „seine Theorien auseinandersetzt“.

Es würde zu weit führen, den Inhalt des Gesprächs dieser und anderer Scenen anzuführen; es genügt uns zu erklären, daß, wenn Giordano erst die Römer aufruft, zu erwachen und aufzustehen, ihnen Rom, durch die Schuld der Päpste, unglückliche Lage schildert, sich dann von Frangipani's Vorwurf, daß er ein Jude sey, reinigt, ferner den Papst Anaklet verteidigt, dann dem Frangipani das gierige Trachten Innocenz's nach dem päpstlichen Throne vorhält u. s. w. — daß wir dies Alles nicht für ein Auseinandersetzen seiner Theorie halten können.

In späteren Scenen enthält der Dialog freilich Einzelnes, was an eine Disputation erinnert, namentlich in der Unterredung zwischen Arnaldo und dem Papste; doch sollte auch hier und da eine Stelle etwas kalt erscheinen, so wird man sogleich durch den Schwung, den die poetische Darstellung der historischen Details in den nächsten Zeilen nimmt, hingezogen, und die süßliche Wärme, von der der Dichter erfüllt ist, weht uns an. Dies gilt sogar von der Scene zwischen den beiden republikanischen Soldaten, worin es uns allerdings anfangs frappirt, daß auch sie zum Ausdruck derselben Gesinnungen dienen sollen: sie halten sich gegenseitig Erlebnisse, Fakta zur Unterstützung ihrer verschiedenen Meinungen vor, und Niemand wird diesen Erzählungen die poetische Schönheit absprechen. Dabei gestehen wir gern das Undramatische dieser und vieler anderer Scenen zu; doch wenn das Werk durchaus von deutschem oder gar Shakespeareschem Standpunkt betrachtet werden soll, so müssen wir sagen: Es ist eben in seinen Fehlern schön und bedeutend.

Kurz, wer nur die erste Seite, die Anrede Giordano's an das römische Volk, liest, der wird sogleich empfinden, daß er es mit einem sehr begabten Dichter zu thun hat, der es nicht verdient, daß eine besangene Kritik seinen schriftstellerischen Ruhm schmälert, eine Kritik, die sogar da, wo sie nur referirt, nicht richtig ist — und hier kommen wir zu dem schwächsten Theil derselben.

Der hier und da referirende Theil der Kritik besteht nämlich theils in überfetzten Citaten, theils in erzählten Einzelheiten. Wenn wir behaupten, daß sie hierbei nicht immer treu zu Werke gehe, so bezieht sich dies u. A. auf zwei so unrichtig überfetzte Stellen, daß wir fast glauben müssen, es fehle dem Verfasser die Hauptbedingung, die ihn zu einem Urtheil über dieses

*) Erwiederung auf eine in dem Nr. 275—79 der „Blätter für literarische Unterhaltung“ enthaltene Kritik. — Man vergleiche übrigens den über diese Tragödie in Nr. 53 des Magazins enthaltenen Artikel.

Werk befähigt — die hinlängliche Kenntniß der italienischen Sprache. Wenn es im Original heißt:

..... Se Italia sorge,
Qual fosse un uomo, con voler concorde,
Spade non chiegga a debellar Tedeschi,
.....
Raccolga un sasso, in lor lo vibri, e basta.

und man übersetzt dies mit:

„Wenn Italien sich erhebt, wie Ein Mann, mit einigem Willen; so suche es Schwerter, um die Deutschen von diesem Lande zu verjagen“ u. s. w.

was ganz das Gegentheil von dem heißt, was der Autor sagen will, so scheint dieser Irrthum nicht aus einem Versehen, sondern aus einer total falschen Auffassung hervorzugehen.

Ferner, wenn der Dichter sagt:

E nel Vangelo un ver che ci sublima,

und man übersetzt es mit:

Im Evangelium steht ein Vers, der uns erhebt (statt Wahrheit, denn ver = vero; der Vers heißt verso)

so verräth dies ein nur so großes Maß der Kenntniß dieser Sprache, daß man in der Tragödie wohl blättern, nicht aber sie völlig genießen kann.

Hieraus ist ferner zu erklären, wie der Verfasser zu der durchaus nicht begründeten Behauptung kommt, die unglücklichste Seite des Stücks sey die, daß der Papst dem Arnaldo gegenüber erniedrigt sey. Wir müssen sagen, daß diese Behauptung vielmehr die unglücklichste Seite der Kritik ist. Hadrian ist zwar eben so wenig wie Arnaldo so scharf wie ein Shakespearescher Charakter individualisirt: er ist der Träger der Idee des Papstthums, während Arnaldo die reformirende Richtung vertritt; doch das erkennen wir mit Bestimmtheit an ihm, daß er dem Arnaldo gegenüber keinesweges als weniger edel dargestellt ist, vielmehr ist seine Meinung für ihn Wahrheit, er glaubt das Bessere zu wollen und ist kein Heuchler. Dies spricht sich am deutlichsten in den kurzen Monologen aus, wo wir dieses Papstes festes Vertrauen auf seine — nach seiner Meinung — gute Sache erkennen und ihn ausrufen hören:

O, diese Gemmen meiner Diara sind ein Feuer, brennend um mein müdes Haupt, das ich mit Thränen, Herr, zu dir erhebe!

Die Behauptung, Niccolini habe den Papst dem Arnaldo gegenüber erniedrigt, entbehrt somit aller Haltbarkeit, wie es denn überhaupt unter diesen Verhältnissen nicht denkbar ist, daß ein auch nur mittelmäßiger Poet seinem Felben einen Feind gegenüberstellen wird, der des Ersteren unwürdig wäre.

Es bleibt uns nun, nachdem wir den allgemeinen Standpunkt dieser Kritik zu widerlegen versuchten, noch übrig, Einiges über Einzelheiten zu sagen.

Es wird dem Poeten u. A. zum Vorwurf gemacht, theils Dante nachgeahmt, d. h. Vorstellungen aus ihm entlehnt zu haben, theils ihn nicht nachgeahmt, d. h. bei den Schmähreden gegen Kirche und Papst nicht, wie Dante, wenigstens die Verehrung für das Ideal der Kirche ausgesprochen zu haben. — Was den ersten Vorwurf, die Nachahmung Dante's, betrifft, so sind Benennungen, wie z. B. druda und moretrica für die Kirche, so wie viele andere Bezeichnungen und Anschauungsweisen, in Italien so volksthümlich geworden, daß man nicht mehr sagen kann, ein Dichter ahme Dante nach, wenn er sich deren bedient. Diese Vorstellungen sind so hergebracht, daß sich kein Dichter von ihnen losfagen kann, auch findet man sie bei allen Neueren dieser Richtung. Was den zweiten Vorwurf anlangt, so haben wir schon oben erklärt, daß man kein Recht hat, von Niccolini zu verlangen, durchaus Dante's Meinung zu seyn, und daß der Protestant der katholischen Kirche auch ihr Ideal nicht zugestehet, was Niccolini übrigens thut, indem er nur die weltliche Macht der Kirche nicht anerkennt. Aber der Verfasser der Kritik geht in der Einschränkung, die er der Meinungsfreiheit des Dichters auferlegt, noch weiter, indem er geradezu erklärt, die Zeiten, wo Dante's Sprache geführt werden mochte, lägen hinter uns, und Niccolini's Angriff gegen Papst und Kirche sey ein bloßes Schimpfen.

Wir haben wohl nicht nöthig, uns hier auf politische Erörterungen einzulassen, um dem Verfasser zu beweisen, daß Dante's Sprache für keine Zeit mehr paßt, als für die unsrige, wo fortwährende Gährungen die unglückliche — durch die Klerisei verschuldete — Lage Italiens bekunden.

Will man jedoch darüber einige nähere Nachweise, so vergleiche man nur, was vor kurzem erst in diesen Blättern (Nr. 64 u. ff. des Magazins von 1844) nach dem französischen Deputirten Fuschiron über die Zustände des Kirchenstaates und was demnächst (Nr. 73 u. ff.) nach der Revue des deux Mondes über Philosophie und Politik in Italien mitgetheilt wurde. Also:

„die Lösung ist nun Dante und nicht Laffo.“

Daß übrigens Niccolini's Angriffe nur in parteiischen Augen ein Schimpfen sind, wird man finden, wenn man sich überzeugt, daß er fast überall nur durch Falta — zuweilen ganz objektiv hingestellt — spricht. Doch wird sich nur der unbefangene Leser hiervon überzeugen, sonst wird er, seine Farbe verrathend, in das Urtheil jener Kritik einstimmen, daß „Niccolini's

Eifer nicht, wie Dante's, ein heiliger, sondern ein Vernichtungswerk ohne wohlthätige Folgen sey.“

Wir können nicht umhin, noch einmal hervorzuheben, daß wir die Kompetenz der besprochenen Kritik in mancher Beziehung anerkennen, denn obgleich sie den Gegenstand theils nicht vorurtheilsfrei, theils mit einem nicht für ihn passenden Maßstab mißt, finden wir doch manche treffende Bemerkung, und mit der Kritik gemeinschaftlich machen auch wir dem Dichter den Vorwurf der Breite, der häufig überflüssigen Noten etc. — Doch wenden wir uns schließlich an das lesende Publikum und machen dasselbe darauf aufmerksam, wie diese zwar moderne Kunstschöpfung eben so sehr verworfen und eben so gefeiert werden kann, wie die Bilder aus älteren Schulen: ihr positiver Werth ist nicht immer und nicht in allen ihren Theilen gleich erheblich, desto mehr ihr relativer; der rücksichtsvolle Kunstrichter weiß ihre Schönheiten zu finden; doch wer sie ohne Rücksicht auf die Verhältnisse, unter denen sie entstanden, beurtheilt, kommt nie zu ihrem Genuß. . p.

Mannigfaltiges.

— Beranger. Manche behaupten, Beranger, obwohl er seit Jahren nichts habe von sich hören lassen, dichte noch immerfort, und zwar habe er seit 1830 einen ziemlich starken Band der schönsten Lieder angesammelt. Zu den wenigen Vertrauten, denen er Einiges davon mitgetheilt, gehören die Herren von Chateaubriand, von Lamartine und Lamennais, die ihn bisher vergeblich gebeten, auch wieder etwas davon zu veröffentlichen. Beranger besteht darauf, daß diese neueren Lieder erst nach seinem Tode publizirt werden. Selbstamerweise geht der Dichter auch damit um, ein „Dictionnaire national“ zu schreiben, worin er seine Gedanken über den Staat niederlegen will. Außerdem denkt er aber auch noch seine Memoiren zu schreiben, und zwar sollen alle diese Werke erst das Licht der Welt erblicken, wenn sein Auge demselben für immer sich geschlossen hat.

— Akademische Ehren. Die französische Akademie zählt bekanntlich nur acht auswärtige Membres associés. Von diesen ist kürzlich Einer, nämlich der berühmte englische Chemiker Dalton, mit Tode abgegangen. Aller Wahrscheinlichkeit nach, wird an seine Stelle unser Landsmann, Professor Mitscherlich, gewählt, so daß alsdann von den acht auswärtigen Mitgliedern der französischen Akademie zwei (Humboldt und Mitscherlich) in Berlin sich befinden werden.

— Mügge's Reise in Schweden. Als zweite Abtheilung von Theodor Mügge's „Reise durch Scandinavien“ ist jetzt „Schweden im Jahre 1843“ (2 Bände) erschienen, während die erste Abtheilung Skizzen über Norwegen gebracht hatte. Schweden ist sowohl durch seine Geschichte und Verfassung als durch seine geographische Lage und seine gesellschaftlichen Zustände in viel näherer Berührung mit uns als Norwegen; für die Schilderungen des Touristen ist daher dort auch ein viel günstigeres Terrain, wenigstens ein schon mehr betretenes. „Dieses Land voller Giedierungen (sagt der Verfasser), voller Widersprüche, dieses Land einer großen Vergangenheit und einer ungewissen Zukunft, in welchem Wissenschaften, Künste, Geist, Geburt und Vorurtheile so wichtigen Einfluß üben, dieses Land mit politischen Charakteren, Parteien und ausgezeichneten Männern ist doppelt würdig, die Aufmerksamkeit Deutschlands zu beanspruchen, wenn wir bedenken, welche wichtigen Folgen in der Zukunft seine Reformen auch auf uns üben können und wie nahe verwandt in Stamm und Sitte wir mit dem schwedischen Volke sind.“ Der erste Band von „Schweden im J. 1843“ besteht aus Reise-Erinnerungen und Schilderungen Stockholms, während der zweite der politischen Verfassung und der neueren Geschichte Schwedens gewidmet ist, zu welchem Behufe auch das schwedische Grundgesetz vom 7. Juni 1809 vollständig mitgetheilt wird. Zur genaueren Kenntniß und Beurtheilung der sich jetzt in diesem Reiche vorbereitenden Ereignisse ist dieser zweite Band voll der interessantesten Materialien.

— Die Jenny Lind. Ueber diese jetzt in Berlin verweilende, ausgezeichnete schwedische Sängerin findet sich in dem oben erwähnten Werke Theodor Mügge's folgende Notiz: „Das königliche Theater (in Stockholm) ist ein stattliches, aber kein schönes Gebäude. Es hat vier Logenreihen und ein doppeltes Parterre, Balcon, wie man es hier nennt. Unter den Künstlern ist nur Eine, die Auszeichnung verdient, Jenny Lind, die Sängerin, welche, die alte schwedische Sitte erneuernd, einen Zug in die Länder des Südens thun sollte, um Gold und Ehren mit sich zurück in die Heimat zu führen.“ — In der That haben, als die Sängerin ihre gegenwärtige Reise antrat, die Stockholmer Blätter dies als eine förmliche Verwaisung der schwedischen Kunst dargestellt, und als sie die letztenmale auftrat, war das zahlreich versammelte Publikum so herzlich und elegisch gestimmt, als ob es von einer gemeinsamen Verwandten Abschied nähme.